



Moses Mendelssohn.

(Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages.)
4. Januar 1786.
Von Ernst Koppel.

[Nachdruck verboten.]

Im August des Jahres 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit Friedrich der Große, der Einziedler von Sanssouci, die Augen für immer geschlossen. Aber bereits am 4. Januar hat sich ein Jahrhundert erfüllt, seit der jüdische Weis- und Philosoph, den der große König seiner Beachtung würdigte, das Zeitliche segnete. Die gewaltige geistige Bewegung, welche in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Welt erschütterte, zählt auch ihn zu ihren Kämpfern und eine geheime Verbindung besteht zwischen allen den Feldern jener geistigen Freiheitskämpfe.

Voltaire, Rousseau, Lessing, Moses Mendelssohn und Andere sind Glieder einer Kette, wenn auch manches Mittelglied zwischen ihnen liegt und sie nicht unmittelbar in einander greifen.

Während aber die drei Ersten am auf Höhen der Belletratur ruhen, führt der Letztere ein beschwerendes Dasein im Angelegen der Nothwehr, denn seine Bedeutung liegt nicht nur in seinen Schriften, sondern in der Gesamtheit seiner edlen menschlichen Persönlichkeit, der Lessing in „Nathan der Weise“, dessen Vorbild sein von ihm verehrter Freund Mendelssohn gewesen, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Der merkwürdige Mann ist am 6. September 1729 zu Dessau als Sohn einer jüdischer Eltern geboren. In den englischen Verhältnissen, unter dem Drucke, der auf seinen Stammes- und Glaubensgenossen lastete, wuchs er auf, aber in den schwächlichen, unheimbaren Knaben barg sich eine nach Wahrheit und Wissen dürstende Seele, während seine ganze Umgebung materiellen Gewinn als den höchsten, ja einzigen Zweck des Lebens erachtete. Fröhlich wurde er von der Bibel und dem Talmud mächtig geistlich und als er sah, daß in den jämmerlichen Verhältnissen, in denen er sich befand, keine Aussicht war, seinen Idealen näher zu kommen, zog er mittellos aber vertrauensvoll nach Berlin. Ohne eigentliche oder nur äußerlich geringe positive Kenntnisse warf er sich hier unter Entbehren aller Art auf das Studium des Lateinischen, zunächst aus keinem anderen Grunde, als um Lods' Buch: „De intellectu hominis“ lesen zu können. Aber noch eine andere Schwierigkeit hatte er zu überwinden. In jener Zeit, da die deutsche Sprache überhaupt nicht hoch im Werth stand, hatte der arme Jude die größte Mühe, diese seine heimatliche Mundart als Schriftsprache zu erlernen; wohl aber befehlte ihn schon damals die Ueberzeugung, daß er in ihr das Werkzeug gefunden, um Zeugnis seines Geistes und Denkens der Welt abzulegen.

Unter solchen Umständen war es ein wahres Glück für ihn, daß sich auf diesem Pflanzwege ein reicher jüdischer Seidenfabrikant seiner erbarmte, indem er ihn, von der Wissensfülle des Autodidaktischen angezogen, im Jahre 1750 zum Erzieher seiner Kinder machte. Als diese des Mentors nicht mehr bedürftig, hätte sich der inzwischen zum Gelehrten herangewachsene Mann abermals ohne wesentliche Erziehungsmittel gehen, wenn Bernhardt, der seinen vollen und seltenen Werth inzwischen erkannt hatte, ihn nicht als Buchhalter und später als Theilnehmer in sein blühendes Geschäft aufgenommen hätte.

In dieser Stellung, ein jüdischer Kaufmann, trat er allmählich zu den ganzen damaligen Gelehrten Berlins in Beziehungen und mußte sich immer mehr durch die Ruhe und Milde seines Geistes und Urtheils, durch seine selbst und mühsam erworbene, aber desto feiner haltende Geschicklichkeit, Freunde zu erwerben. Den größten Einfluß auf seine Denkart, wie seine sonstige Entwicklung überhaupt hatten die englischen Philosophen, namentlich Locke und Spinoza, von Deutschen namentlich Wolf, während ihn Spinoza, der größte philosophische Denker seines Volkes, abhies, obgleich dieser keine Herrschaft im vorigen Jahrhundert über die bedeutendsten Geister ausübte, man hat nur nötig Einen für Viele, aber keinen Geringeren als Goethe anzunehmen.

Das vielleicht größte Glück seines Lebens aber verdankt er der Freundschaft Lessing's, der sich ihm im Jahre 1754 näherte. Wie gegen Spinoza, nahm der freitbare philosophische Mäurer Merkur auch gegen Voltairische Stellung, sich hierin mit seinen Freunde Lessing Eins wissend und vertheidigte die optimistische Weltanschauung von Leibniz gegen den großen Freund des großen Königs, zu dem Mendelssohn selbstens mit Verehrung aufblühte. Die betreffende Schrift erschien bereits um 1755 unter dem Titel: „Philosophische Gespräche“. Kein Geringerer als Lessing führte den Freund in die Literatur ein, denn er war es, der jene Gespräche, die Mendelssohn kaum für diesen Zweck niedergeschrieben, zum Druck beförderte. Er erkannte die lautere Gefinnung, die philosophische Gedankensarbeit des Fremdes freundlich und verfaßte in Gemeinschaft mit ihm in demselben Jahre noch die Schrift: „Rabe, ein Metaphysiker“. Mendelssohn aber vertieft sich in die Welt des Geistes, in seine unendlichen

Regungen und Abstufungen, und abermals in dem gleichen Jahre entstand jene Folge von Briefen, die er unter dem Titel: „Ueber die Empfindungen“ herausgab. Hier zeigt er sich in seiner eigentlichen Bedeutung, die man am besten mit der Benennung: „Moralphilosophie“ kennzeichnet, denn eine mächtige ethische Strömung geht durch das Leben und die Schriften des Mannes.

Wie mit Lessing war er mit Nicolai, Sulzer und Abt in Verbindung getreten und mit Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die damals in Deutschland eine hochbedeutende Rolle spielte, wie für die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ schrieb der bereits zu hohem literarischen Ansehen Gekiebene: „Betrachtungen über die Tugenden und die Verbindung der schönen Künste und Wissenschaften“, ferner „Betrachtungen über das Erhabene und Naive“ und „Klappjoden über die Empfindungen“. Diese Arbeiten sind in den Jahren 1757 und 58 entstanden und mit ihnen betrat er auch das Gebiet der Poesie, das in jener Zeit eine so bedeutenden Platz im Reich der Wissenschaft einzunehmen begann, da man sich früher um dasselbe gar nicht oder wenig gekümmert hatte, dessen Kultivierung aber an der Vorbereitung für das Erscheinen unserer großen Dichter Antheil hatte.

Charakteristisch für Mendelssohn ist es, daß auch hier wie bei seiner Philosophie der Moral eine maßgebende Rolle zuertheilt ist, was die Anziehungskraft seiner Schriften erhöhte, die strenge Wissenschaftlichkeit derselben aber schon zur Zeit ihrer Entstehung beeinträchtigte, während dieselben in der Gegenwart selbstverständlich veraltet erscheinen und sehr viel darin als überwindlicher Standpunkt gilt. In der Geschichte der Entwicklung der deutschen Poesie aber behaupteten sie eine ehrenvolle Stelle, wie die ganze Erziehung Mendelssohn's in unserem Kulturleben als eine merkwürdig charakteristische und trotz mancher Anlehnung in sich abgeschlossene zu betrachten ist.

Die Thätigkeit des unablässigen Fortgehenden nahm mit den Jahren wenn möglich noch zu, und diese Vereinerung von kaufmännischer und wissenschaftlich-schriftstellerischer Arbeit stellt den Charakter des jüdischen Weisen ein glänzendes Zeugnis aus, denn es bedarf einer seltenen Willenskraft und Ausdauer, um zwei so durchaus verschiedene Herren zu dienen, wie es der Handel und die Wissenschaft sind. Aber sein Drang nach Erkenntniß ließ sich durch seine Hindernisse zurückdrängen, und im Jahre 1763 wurde ihm die Ehre zu Theil, seine Schrift: „Abhandlung über die Verdenz in den metaphysischen Wissenschaften“ von der Berliner Akademie getront zu sehen. Fast gleichzeitig entstand „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“, ein Werk, welches Mendelssohn's Namen am weitesten bekannt gemacht hat — und noch heute gelesen wird. Die freigeistige und doch religiöse Anschauung, der er stets geblüht, tritt hier klar hervor und Moral und Philosophie schließen mit der echt menschlichen Frömmigkeit des überzeugten Autors in diesem Werk einen harmonischen Bund, der in der vorgeführten Person des Sokrates verkörpert wird. Mendelssohn hat Zeitens für Verbreitung des Gottgedankens getreut und der Deismus hat in ihm seinen hervorragendsten Vertreter gefunden.

Für die Bildung der Juden in Deutschland war der seltene Mann von maßgebender Bedeutung. Die Unwissenheit, in der jene Stammes- und Glaubensgenossen in jener Zeit, theilweise in Folge des äußeren Druckes, lebten, ging ihm zu Herzen und er suchte manche Wege zu lösen, welche die Blinde verfühlt. So übertrug er die Pflichten ins Deutsche, wie er auch durch andere Uebersetzungen aus dem Hebräischen deutscher Bildung bei den Juden jener Tage Thür und Thor zu öffnen bestrebt war, was ihm freilich nicht stets gelohnt wurde. Seine eigene Anschauung des Judenthums, dem er stets ein treuer Anhänger blieb, legte er vornehmlich in der im Jahre 1783, kurze Zeit vor seinem Ende, erschienenen Schrift: „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum“ nieder. Dieses Werk trägt den wunderbaren Freisinn, die Höhe der Welt- und Religionsanschauung dieses im Schooße des konfessionellen Judenthums Heranwachsenden und freiwillig darin Verharrenden.

Dieser Umstand, an und für sich betrachtet, merkwürdig, erklärt sich, wenn man das reiche Gemüthsleben, das strenge Moralgefühl und das religiöse Bedürfniß dieses eigenartigen Freiheites in Erwägung zieht, der zu Friedrich dem Großen und zu Lessing, beide in ihrer Art Werkfuder eines neuen Geistes und religiöser Duldung, die nicht selten an Indifferenz streifte, in Beziehungen stand, denn selbstverständlich konnte dem philosophischen Monarchen eine Erscheinung, wie die des jüdischen Philosophen, dem im Sand der Marxen so zahlreiche Früchte reisten, die mehr oder weniger nach seinem Geschmack waren, nicht verborgen bleiben und so hat der arme mittellose Jude aus Dessau dann den verehrten Feldenkönig gegenübergestellt, der in ihm sicher die Macht menschlichen Willens anerkannt hat, während Lessing von ihm kaum beachtet wurde.

Wie sehr übrigens sein Gedankensleben und wissenschaftliches Streben sein wahres Dasein bildete, erhellt aus dem Umstand, daß die Schrift J. H. Jacoby's: „Ueber die Lehre des Spinoza“, welche Lessing als dem Spino-

zismus ergeben darstellte, ihn bis in's Innerste errege, und er es als eine Ehrensache ansah, den bewundernten Freund zu vertheidigen, als wenn ihm etwas Unehrenhaftes nachgelagt worden wäre. Er widerlegte die Behauptung Jacoby's, die in seinen Augen eine Unflath sein mußte, durch die Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's“. Wenn ihn die Aufregung auch so lange aufrecht erhielt, bis er die Schrift glücklich vollendet hatte, so erlebte er doch den Druck nicht mehr, denn der Gemüthsbewegung, die ihn dadurch erwachte, in Verbindung mit der geistigen Anstrengung vieler Jahre hielt der stets schwächliche Körper nicht Stand und am 4. Januar 1786 erlosch ihn der Tod, dem er stets mit philosophischer Ruhe entgegengegangen war. Mendelssohn gehört nicht zu jenen großen Namen aus dem Gebiet der Philosophie, die ein neues System aufgestellt, er ist eine Erscheinung, die in ihrer Gesamtheit als Mensch, Philosoph, Moralist, Schriftsteller und als Träger eines Ideals der Religiosität aufgefaßt werden muß. Vielleicht hat nie ein Freund dem andern ein so herrliches Denkmal gesetzt, als es ihm im „Nathan der Weise“ durch Lessing geworden, wohl der beste Beweis für den Werth seiner menschlichen Persönlichkeit. Die Nachkommenschaft des Mannes, der als armer unbeachteter Jude nach Berlin gekommen, lebt dort noch heute in Ehren. Sein Enkel Felix Mendelssohn-Bartholdy glänzt unter den ersten Komponisten Deutschlands, seine Tochter Dorothea, die Gattin Veit's und spätere Gemahlin Schlegel's hat in der Berliner Gesellschaft eine bedeutende und weitest angehende Rolle gespielt, während seine Söhne Joseph und Abraham das Banthaus Mendelssohn und Compagnie gründeten, das seit vielen Jahrzehnten in der Finanzwelt einen hervorragenden Ruf behauptet und seine Inhaber reich mit irdischen Gütern beglückt hat. Joseph Mendelssohn ist wiederholt als Schriftsteller aufgetreten, dessen sich der Vater nicht zu schämen hat. Abraham aber ist der glücklichere Vater jenes Wunderkindes gewesen, dem kein Geingerer als Goethe die ruhmvolle Zukunft prophezeit hat und dem er eines seiner letzten und vielgeliebten Gelegenheitsgedichte widmet hat, welches in der Sammlung dergleichen aufgenommen, also beginnt:

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Wenn ich die erste Partitur
Deiner Etudenpfeiferchen reiten.“

Die Familie Mendelssohn hat sich auch heute im Treiben der modernen Weltstadt Berlin den Kultus des Geistes gewahrt, den Traditionen des berühmten Ahnherren gemäß, der sein Geschlecht aus dunkel ruhmlosen Regionen zur Höhe geistiger und sittlicher Bedeutung, gegenwärtigen Wohlstandes, der zum Reichthum geworden, geführt hat.

In der Bathalla deutscher Geistesheben aber wird die Herne Moses Mendelssohn's nicht fehlen, der ein Jahrhundert lang schon zu seinen Andern verammelnt, an der Entwicklung deutschen Geistes und deutscher Kultur gearbeitet hat, wie Wenige, ein Apostel menschlicher Duldung und Humanität, ein geistiger, wenn auch milderer Zwillingbruder Gottfried Ephraim Lessing's!

Die Pantoffeln des Kalifen.

Novelle von Maurus Jokai.
(Uebersetzt von Ludwig Wachster.)

[Nachdruck verboten.]

Kalif Abderam, der über Safi herrschte, machte einmal die sonderbare Entdeckung, daß die Hand seiner Lieblings- tochter, der schönen Behira, an einem Tage warm, am anderen kalt ist, wenn sie ihrem Vater am Abend die Hand küßt.

Er notirte sich die Tage, da die Hand warm, und jene, da die Hand kalt war, dann brachte er die gewonnenen Daten mit anderen Umständen in Verbindung und gelangte hierdurch zu einer Entdeckung, die er aber Niemandem gegenüber laut werden ließ.

Der Kalif war bereits ein alter Mann, doch liebte er drei Dinge noch: den Genuß des Opium, die Märchen von Tausendundeiner Nacht und seine Tochter. Die schöne Behira war mit dem Mothrenfürsten Abdallah verlobt und Abderam war sehr stolz hierauf.

Abendlich, wenn der Kalif die süßen Träume des Opium aus dem verschlungenen Röhre des Nargileh sog, las ihm abwechselnd ein junger Page aus Scherazades Frennmärchen vor, bis der Kalif einschlief und dann verblieb er bis zum Morgen bei dem Schlafen, der aus dem Opiumrauch erst des Morgens zu erwachen pflegte und dem Page dann seine Träume erzählte, der dieselben sobann in einem großen Buche aufschrieb mußte.

Dieses große Buch enthielt nichts weiter, als all das, was Kalif Abderam allnächtlich zu träumen pflegte.

Abderam machte die Wahrnehmung, daß, so oft die Reibe der Nachtwaue auf Aihen fällt, Behira's Hand beim abendlichen Handkuß heiß ist.

Eines Abends schenkte der Kalif dem jungen Aihen ein Paar mit Gold gestückte Pantoffeln. Auf den Sohlen der Pantoffeln waren mit goldenen Nägeln in schönen



